

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 17 (1927)

**Heft:** 14

**Artikel:** Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

**Autor:** Fankhauser, Alfred

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636864>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Sternzeit in Wort und Bild

Nr. 14  
XVII. Jahrgang  
1927

Bern  
2. April  
1927

**Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern**  
Redaktion: Dr. Hans Bräuer, Murstrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

## An den Frühling.

Von Julius Hammer.

„Fröhling, Fröhling, sei bedachtsam,  
Allzu eilig nicht enthülle  
Deiner Knospen weiche Süße;  
Ungeduld'ger Freund hab' acht!

Frühling, sei nicht Allzufrühling,  
Laß dich nicht vom West verlocken,  
Gern noch wirfst er schne'ge Slocken  
Über Nacht auf junges Grün!"

Jüngst vernahm ich solche Stimme;  
Nicht vom blauen Himmel klang sie,  
Nicht auf Sonnenstrahlen schwang sie  
Sich hernieder auf die Flur.

Aber hoch in warmen Lüften  
Und im Tal auf allen Wegen  
Sang der junge Lenz dagegen  
Süß und sorglos, leis und laut:

„Wär' ich achtsam und bedachtsum,  
Wär' ich der nicht, der ich heiße;  
Jeder lebt auf seine Weise,  
Und wie ich bin, ist das Glück!“

# Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 14

Und Kind und Vater dachten über die Reise der Sterne nach, was sie wohl alles sahen hinter den durchsichtigen Hügeln und den schimmerleichten Wollen. So weit war das Land vor ihnen aufgetan, als höhle sich die Wiesenwelt wie eine hohle Hand, und diese Hand senkte sich irgendwo zu einem grünen Tal, und erhob sich wieder zu sanften Hängen. Aber irgendwo, irgendwo mußte die Hand ein Ende nehmen, irgendwo fiel man von ihrem Rand in unermessliche Tiefen, und in diesen Tiefen konnte nur wohnen, wer den leichten Röggeln gleich dahinflog.

„Vater, gibt es einen Tag, der noch heller ist als  
der Sommer?“

„Warum fragst du sie, Kind?“

„Vielleicht würde man sehen, daß die Stare nicht schwarz sind, sondern hell. Und man sähe die Flügel, die so weiß sind wie Schmetterlinge. Vater, warum sieht man keine Schmetterlinge?“

„Ja, und man sieht auch wo?“ gaffete die stolze Obermooserin. „Geht nur hinüber zu ihm in seine Wohnung!“ Der verachtende Finger wies nach der Scheune. Und gleich darauf flog schon die Tür in die Eichenpfosten, als ob sie versuchte, die uralten Pfeiler mit einem Stoß zu fällen.

Die kleinen armen Schlüder begaben sich also in die Scheune und suchten den Obermooser in der Tenne auf. Glanzmann schien sie anfangs gar nicht zu bemerken, tat ruhig seine Arbeit wie gewohnt, schob den Kühen Gras in die Raupe, sah sorgsam nach, ob auch jeder Platz gefüllt sei, schalt mit dem übermütigen Schecken, der dem Stern sein Futter raubte, schob die Grashäufen säuberlich zurecht und trotzte darnach in den Stall, um zu melken. Vor der Stalltür warteten schon der Sigrischtbub, der Kachelträger und die Kachelträgerin, und auch der stumpfe Brüschi gaffte Glanzmann entgegen.

„Ihr müßt eine Stunde auf mich warten, meine Tiere sind nicht so schnell besorgt wie eure Geißen!“ sagte er so nebenhin; die Wartenden aber zogen verlegen die Hüte, als ob sie zum Pfarrer kämen, nicht zum Obermooser, und standen ganz absonderlich schweigsam im Stallgang umher, vertraten Glanzmann den Weg und sahen ihm zu, wie wenn sie noch keinen Meller an der Arbeit gesehen!

„Wir stehen im Weg“, murkte der Sigristbub. Das wirkte, der Zug bewegte sich und entfernte sich aus dem Stalle. Erst als es dunkelte, die Kälber getränkt, die Rühe gefüttert, die Streue untergeschoben waren, kamen sie zurück.

Gegen Abend, als Glanzmann sich schon in die Scheune begeben, um die Tiere zu füttern, trafen auf dem Obermoos andere Besucher ein. Dolder, der Wagner und der Käthelträger fragten nach Glanzmann. Marianne verachtete die kleinen Leute von ganzer Seele und ließ sie die Verachtung fühlen. „Habt ihr schon zu Abend gegessen?“

Dolder flüchte: „Beim Donner, unsereins ist auch irgendwo zu Haus!“

der Sigrifsbub voran, setzten sich auf den Strohhaufen fest und warteten.

Und es entstand ein langes Schweigen, die Laterne brannte trüb in der Dunkelheit des alten Stalles, gespenstisch ließen die ungeheuren Balken der Decke in die verdämmernde Tiefe der entfernten Wände; die Sprossen der Raupe aber stützten die schwere Decke wie schräg gedrückte Träger, und die dunkle Höhe schien sich über die langsam wiederfăuenden Tiere zu senken. Aber ruhig lagen die Tiere und schnauften schwer und satt.

Da begann Dolder, den die Ungeduld nicht losließ, zu fragen: „Du, Glanzmann, der Bohrimüller hat seine Blitzableiter auf die Mühle setzen lassen, ohne daß er eine Predigt hielt. Und er meint, das könne jeder halten, wie er wolle!“

Glanzmann sah Dolder an, als erschrecke ihn der Gedanke: „Nein“, sagte er, „so meint es der Müller nicht! Niemand anders als Vogts Geselle hat in der Mühle montiert, und Vogt weiß, was er tut! Und der Müller weiß es auch. Mag er nur halb sehend geworden sein, es kommt der Tag, da er das Licht erkennt!“

„Aber woran sollen wir denn erkennen, daß in diesen Eisenstangen etwas Besondereswohnt? Ist das vielleicht mehr als eine Muskete? Der Menschengeist erfindet mancherlei, und niemand kann sagen: In diesem ist Gott! In der Muskete kann ich ihn nicht sehen! Und doch wurde dem Menschengeist auch gegeben, die Muskete zu erfinden.

„Mensch, wer spricht aus dir!“ herrschte Glanzmann den Zweifler an. „Worauf der Geist sich richtet, das wird er erfinden! Du hast mit dem Kassier gelprochen, ich erkenne den Spötter. Sag' ihm, wenn du ihn wiedersiehst: Einen Papagei kann man alles lehren, Gutes und Böses, und er versteht keins von beiden. Der Menschengeist aber kann sich dem Guten wie dem Bösen zuwenden!“

„Aber woran sollen wir denn erkennen, wo das Gute liegt?“

„Suchet und liebt! Warum wollt ihr nicht in die Augen der Tiere schauen, warum erkennt ihr nicht aus den Farben der Steine, aus dem grünen Gras das Leben? Wir sind alle blind geworden und sagen in unserer Blindheit: Hier ist nichts und da ist nichts, statt daß wir sagen würden, wir sind blind!“

Die alte Racheträgerin, die bis dahin geschwiegen, begann leise zu lachen: „Und wenn uns der Herrgott zwölft Kinder und kein Brot gibt?“ Der Sigrifsbub sah das boshafteste Weib ins Auge und antwortete gereizt: „Er gibt dir immer das Nötige! Versündige dich nicht!“

Glanzmann aber neigte betrübt den Kopf und sprach zu allen gleichzeitig: „Vielleicht ist eine schwere Last noch das einzige, was dieses Geschlecht bewahrt vor dem Untergang ihrer Seele! Wie sollten sie ein vollkommenes Glück ertragen?“

Der Wagner stand im Stroh auf, trat ganz nahe an den Obermooser heran, sah ihm ins Auge. „Aber im tausendjährigen Reich werden wir das Glück ertragen!“

Glanzmann faltete seufzend die Hände, wie einer, der sich verwundert über die Unbelehrbarkeit des Menschen-geschlechts. „Wenn wir das Glück ertragen könnten, dann wäre das tausendjährige Reich da. Und weil wir es nicht ertragen können, leben wir im Reiche des Antichrist! Und

die Heere des Kaisers zerstampfen den Boden, und jedes Regiment beugt sich vor seinen Feldzeichen!“

„Ich habe gehört“, sagte der Lahme, „daß der Oberöltiger das Kommen des Reiches weißagt. Und ein solcher Mensch kann nicht lügen. Der Frevel wäre doch zu groß!“

„Wer sagt, daß er das Reich verheiht? Und wer hat ihn recht verstanden? Seine Worte sind dunkel, und die Herren in den Städten fangen an, ihn zu verfolgen!“ Etwas Unangenehmes quälte den Obermooser, aber mit unmütiger Gebärde wies er das Dunkle von sich.

Fast plötzlich aber brach er in heftige Vorwürfe aus: „Was wollt ihr denn von mir? Was zwingt ihr mich, von Dingen zu sprechen, die keiner kennt und die uns verborgen sein sollen? Klagt euren eigenen Kummer und klagt euch eurer Unvollkommenheit an; alles andere ist eitles Geschwätz. Was versucht ihr mich zu unnützen Worten!“

Sie hörten ihn betroffen an; ratloser denn je hofften sie auf ein Besonderes, aber je dunkler und versagender seine Worte wurden, um so geheimnisvoller wuchs die Macht seiner Gedanken über ihre Seelen, und diese Macht quälte ihn selber um so mehr, je weniger seine Worte die Frageden zu trösten vermochten.

Aber die Racheträgerin, die seine Ungeduld zuerst gereizt, begann auch zuerst mit ihrer Klage: „In unserm Haushalt fehlt oft das Nötigste! Sieben arme Kinder liegen im Kirchhof, und die fünf Überlebenden haben oft kaum Milch. Mein Mann aber, der Racheträger, verdient nicht genug...“

„Warum klagst du nicht dich an! Du schlägst deine armen Kinder und vertreibst deinen Mann mit Schelten und Reisen aus dem Haus und verleitest ihn, das lange Jahr manchen nötigen Bahnen im Wirtshaus zu vertrinken!“

Die Alte schwieg, wagte nicht, zu widersprechen, der Racheträger aber maß Glanzmann mit bösen Augen. Aber schon begann auch die kropfige Frau des lahmen Wagners zu beichten: „Ich werde oft launisch und zerreiße beim Spinnen den Faden, und wenn ein Faden reißt, dann schelte ich meinen Alten. Das bereitet mir manche sorgenvolle Stunde. Wie soll ich gegen solche sündhaften Anfälle kämpfen? Hilf mir, ich bitte dich!“

Glanzmann sprach sanfter, beinahe ironisch: „Warum klagst du nicht über deine Schwachhaftigkeit? Würdest du weniger schwächen, deine Launen blieben vielleicht beständiger!“

Die Männer saßen schweigend da, hörten die beiden Weiber beichten, schwiegen. In ihren Gesichtern spiegelte sich der Widerwille gegen solche Preisgabe eigener Fehler vor den Ohren Fremder. Auf ihren Stirnen stand geschrieben, was sie sich selber beichteten, in den Schwermut-Augen des Jünglings las man es ebenso gut wie in den trüben Bilden der Alten. Sie erhoben sich zögernd; es trieb sie etwas von dem Menschen weg, der sie noch eben so sehr angezogen.

Glanzmann stand mit ihnen auf und sagte gute Nacht, aber noch im Gehen ergriff er die Racheträgerin am Arm: „Bei mir kannst du Milch haben für deine Kinder, wenn deine Geizen zu wenig geben! Aber laß das Hadern und Fragen!“

Sie sah ihn von der Seite an, dankte nicht und zweifelte, und also ging sie mit den andern hinweg, mühselig und

beladen und trostig und verzagt. Glanzmann aber blieb allein. Immer schwerer lastete die Decke über dem niedrigen Stalle, und die gespenstische Dämmerung umströmte seine Seele mit fühlbarer Angst.

## 14.

Als Glanzmann dachte, die letzte der traurigen Seelen habe ihn verlassen und der schwere und ereignisreiche Tag werde in Frieden enden, da erschien, ganz spät noch, eine verhüllte Gestalt; schüchtern pochte sie an, schüchtern nahte sie seiner einsamen Bank, und es schien, ein Schluchzen lähme ihre Glieder.

„Wer bist du?“ fragte Glanzmann und verwunderte sich; denn alle, die bisher zu ihm gekommen, waren mit Kummer beladen, aber keine trug so offenkundiges Leid, und keine verhüllte ihr Gesicht, um bei ihm Rat zu suchen. Die gequälte Frau löste das Tuch von ihren Haaren, und Glanzmann erkannte die Frau des Spenglers.

„Du bist es, Hanna?“ rief er, und sein Herz schrak auf aus seiner Ruhe. Denn in ihrem Jammer blühte die Frau doppelt rührend und die Zierlichkeit ihrer Glieder und die Weichheit und Biegsamkeit ihrer Hände erschienen ihm doppelt schön.

„Ja, ich bin's.“ Mühselig sank sie neben ihm auf die Bank. „Ich kann nicht länger so weiter leben!“ Das Tuch fiel auf ihre Knie wie ein welker Teil von ihr selber.

„Was ist dir geschehen?“ fragte Glanzmann und wandte seine Blicke von ihr ab. Denn ihre geröteten Augen brannten unerträglich, die weißen Gelenke raubten ihm alle Ruhe. Hanna aber faltete die Finger durcheinander und bedeckte die Augen, und wieder sah Glanzmann etwas Wundersames: Beide Hände formten sich, ihm zugewandt, zu seltsamen Blumenkelchen, und ihm schien, er habe niemals süßere Hände gesehen.

„Darf ich dir klagen?“ bat Hanna und sah ihm voll Vertrauen in die Augen. „Du mußt mich anschauen, damit ich weiß, ob ich klagen darf!“ Er faßte rasch, willenslos, voll Unraust ihre Hände und suchte ihren Blick zu fassen und ihm zu begegnen.

„Warum blickst du nicht still und ruhig, wie damals, als du den Gasser gebändigt? Du bist stark und meinst es redlich! Darum komm ich zu dir!“

Glanzmann stammelte Unverständliches. Der düstere Stall schien ihm auf einmal unerträglich niedrig und voller Gespenster. Aus den Balken starnten Fratzen, aus den Sprossen der Raupe reckten sich gefährliche Häuse.

„Was sagst du?“ Sie hielt seine Hand fest.

Er stammelte immer noch. „Ich bin das nicht gewohnt! Die andern sind so anders als du!“



S. de Ribaupierre: Walliserin mit Kind.

„Oh, Glanzmann, ich weiß, die andern sind auch nicht wie du! Sag', ist es gut, daß ich einem fremden Manne Klage! Oder verdammst du mich?“ Willenlos faßte seine Hand die zarte Frauenhand stärker, und seine Stimme zitterte: „Klage, vertrau' mir alles an. Ich liebe dich!“

Hanna beugte sich zu ihm, küßte seine harte Hand und antwortete seiner Beichte mit dankbaren und glücklichen Augen. Und nun erhob sich der bedrückte Mann jählings wie ein Jugendlicher, faßte ihre beiden Hände und sagte fest: „Nun sollst du mir alles sagen. Aber nicht hier! Die Nacht ist voller Sterne!“ Sie schlängelte ihr Tuch fest um Haupt und Schultern und ging voran. Er löschte die Laternen und trat in die Hoffstatt. Und leise schritten sie zwischen Bäumen und Hecken in die Wiese hinein, eng aneinander gedrängt, wie zwei junge Menschen, die zum erstenmal lieben. Seine Hände hielten ihre Hände und zitterten nicht mehr; in sein ganzes Wesen kam eine sonderbare Kraft, und die Frau an seiner Seite fühlte, welche Ruhe über ihn gekommen war.

„Wozu soll ich nun noch klagen?“ sagte sie.

„Könnte ich dich trösten!“

„Hast du mich denn nicht getröstet?“

Sie erschauerte plötzlich: „Ah, mich friert, wenn ich dieser schrecklichen Tage denke. Nimmermehr gehe ich zu ihm. Nimmermehr!“ Und wie von jähre Angst ergriffen, schrie sie auf: „Und wenn er mich bei meiner Mutter holt? Du kannst dir nicht ausdenken, welche Hölle mein Leben ist!“

Glanzmann blieb stehen. Aufruhr erschütterte ihn. Er sah scheu nach den Sternen, sie wichen weit in den Himmel hinein, seine Augen verlangten nicht nach den Sternen. Er startete über die Felderbreiten hin, ihm schien, der Boden erbebe, aus Nebeln stiegen schwarze Schatten und drohten und hasteten nach ihm und nach der warmen, süßen Frau an seiner Seite. Die Füße versagten den Dienst. Nicht



Sandbäume.

weiter, nicht weiter! Mit einem starken Ruck hob er die Geliebte auf seine Arme und schrie: „Mein, nimmermehr! Du gehörst mir und niemand sonst!“

„Glanzmann“, sagte sie, und im Fallen fand ihr Mund den seinen, und ihre Arme klammerten sich verzweifelt starf an seinem Halse fest. Glanzmann aber drängte in seiner Unrast plötzlich wieder zum Gehen: „Komm, komm! Wir wollen wandern!“ (Fortsetzung folgt.)

### Rings um Niederkalifornien.

Wenn heute jemand eine Entdeckerfahrt machen will, so sucht er das Innere Afrikas, die Gegend zwischen Indochina und Tibet, oder dann den Amazonas auf. Die Sahara zu durchqueren, von einem Ende Australiens ans andere zu gelangen, die Pole aufzusuchen sind mehr zu sportlichen Spitzenleistungen geworden — Entdecker hätten an diesen Orten wenig mehr zu entdecken.

Die Welt wurde klein, seit wir das Raupenauto, das Flugzeug und das lenkbare Luftschiff besitzen. Man möchte glauben, sie berge keine Wunder und keine Abenteuer mehr — die Technik hat sie entzaubert.

Wer würde vermuten, daß in unmittelbarer Nähe einer Stätte allermodernster Zivilisation, sozusagen nur um Nasenlänge neben dran, kaum entdecktes und noch unaufgedecktes Naturwunder sich abspielt und fabelhafte, fast ausgestorbene Wesen fröhlich ihr Dasein fristen?

Um Pazifik, in der Südwestecke der Vereinigten Staaten Nordamerikas, liegen die jedem Schuljungen bekannten Filmstädte Los Angeles und Hollywood. Stellen wir sie uns vor: Wollentrauer, flammende Lichtreklame, Autos auf breiten, asphaltierten Straßen — Bahnhofspalast mit Blitz-

zügen und Pullmann-Cars, Theater, Opernhäuser, Verkaufsläden, Bars und komfortable Hotels, öffentliche Gärten, Anlagen, Spazierwege — Damen in extravaganten Kostümen, Herren in Trajk und Zylinder, Filmtand, Fassadenstädte, Celluloidfabriken und chemische Laboratorien.

Und achzig Kilometer davon entfernt, mit einer Motor-schaluppe nicht schwer erreichbar, im Ozean drin die einsame, unbewohnte Insel San Nicolas, an deren Strände die Riele gestrandeter Segler und mexikanischer Piratenschiffe schnabelartig in den tiefblauen Himmel ragen, wo Sturmvögel und Seeschwalben ihre leichtbeschwingten Spiele treiben. Weitere 50 Kilometer, und wir stoßen auf das seltsame Eiland San Clemente. Hier trifft man am Strand einen merkwürdigen Wald von Bäumen an, der von einem Granatfeuer aus dem Weltkriege heimgesucht worden zu sein scheint. Denn die Bäume haben keine Neste mehr, viele seien zersplittet aus oder stehen mit dem Wurzelstock nach oben — Bäume, als hätte man sie vom Hartmannswillerkopf oder aus dem Argonnenwald nach 1918 hierher verpflanzt. Aber sie bestehen aus Sand. Ein Fußtritt, und sie fallen, so umfangreich die Stämme auch sind, wie Staub in sich zusammen. Gehen wir jedoch behutsamer an sie heran, so will uns scheinen, daß sie Versteinerungen sein müssen; denn deutlich unterscheiden wir eine Rinden-schicht, dann die Jahresringe des „Holzes“ — aber die Naturwissenschaftler behaupten, keine solche Versteinerungsart zu kennen, die bei leiser Berührung in Staub zerfällt. Was bedeuten denn die Bäume? Warum sind sie nicht schon längst von den hier herrschenden Orkanen „ausgeblasen“ worden? Darauf gibt uns niemand Auskunft — auch nicht der Amerikaner, der diesen Felseninseln einen Besuch abstattete, George Banning. Wenn er die Bäume nicht photographiert hätte, und wenn er nicht durch sein ganzes Buch „Im Zauber mexikanischer Gewässer“ \*) hindurch überall den bestimmten Eindruck der Wahrhaftigkeit erweckte, wir könnten glauben, der Mann wolle uns Bären aufbinden. So müssen wir uns dazu bequemen, einzugehen, daß wir, 130 Kilometer von den Höchstleistungen der Kultur entfernt, vor ungelösten Rätseln stehen, die uns die Natur aufgibt — vor Rätseln, die sicherlich gelöst werden können, um die sich jedoch bis heute kein Mensch kümmerte, weil man sie nicht kannte. Banning wurde vom Besitzer der ersten Dieselschiff mit elektrischem Betriebe, die der Stille Ozean trug, Herrn Allan Hancock, einem reichen Amerikaner, als zweiter Steuermann angeworben. Dieser Hancock hatte



See-Elefant.

nicht umsonst gerade ihn auserlesen. Auch der Herr der Yacht war von der Sehnsucht erfaßt, merkwürdige, welt-

\*) Verlag Brockhaus, Leipzig. Die Illustrationen zu diesem Aufsatz sind Bannings Werk entnommen.